



Dr. Albrecht Göschel

(Lokale) Identität: warum wir sie brauchen und warum sie uns bedroht



Die Rede von „Identität“ ist heute geradezu zum Gemeinplatz geworden. Von allem und jedem wird erwartet oder gefordert, dass es zu seiner „Identität“ zu kommen, diese zu finden und auszudrücken habe, dass sie es sei, um die es immer und überall gehen müsse. Auch für „lokale Identität“ scheint eine solche gesteigerte Aufmerksamkeit zu bestehen, die über ein Interesse an „symbolischem Ortsbezug“ von Individuen (Simmel 1992/1908; Treinen 1965) deutlich hinausgeht und die vor allem auch von territorial definierten Kollektiven, von den Bewohnern räumlicher Einheiten oder eben von diesen selber gefordert wird.

Leicht ließe sich eine derartige Wendung als Ausdruck von Egomane, von hemmungslosem Selbstbezug oder – in Bezug auf kollektive Identitäten – als heillosen, rückwärtsgewandter Traditionalismus kritisieren. Sehr wohl denkbar und durchaus wahrscheinlich drücken sich in dieser Besessenheit, mit der der Terminus der „Identität“ ins Spiel gebracht wird, aber auch aktuelle Defizite aus, die sowohl durch individuelle als auch kollektive territoriale oder lokale Identitäten kompensatorisch bearbeitet werden sollen. Selbst die aktuelle Renaissance der symbolischen Ortsbezogenheit, die manchmal auch als Identität oder Identifikation bezeichnet wird, scheint dieser Faktor der Kompensation von Bedeutung zu sein. Angesichts wachsender und tendenziell überfordernder Beschleunigung von Wandel, die wir ständig erleben, wächst die Sehnsucht nach dem Beständigen, der Zeit und damit dem Verfall oder der Entwertung Entzogenem, also nach dem „Klassischen“ und Unwandelbaren, wie es sich in der aktuellen Denkmalpflege und vielfältigen Rekonstruktions- und Erhaltungsbemühungen für historische Bausubstanz ausdrückt (Lübbe 1994).

Die überwältigende Präsenz des Identitätsthemas in öffentlichen Debatten verweist demnach auf eine Krise eben dieser Identität, auf eine Problematisierung und Herausforderung des „Selbst“ unter aktuellen Bedingungen. Da wir uns zunehmend daran gewöhnen, Dinge in ihrer Ambivalenz, also niemals als eindeutig zu verstehen (Lüscher 2010), könnte wohl beides zutreffen. Das autonome „Ich“ ist von einer Krise erfasst, die Identität fordert, und sei es als Kompensation, deren Realisierung aber gleichzeitig erschwert. Und das scheint auch für eine lokale Identität zu gelten, sei diese nun auf Individuen oder Kollektive bezogen.

Für eine individuelle Identität scheint diese Ambivalenz ganz eindeutig zu gelten. Zum einen wird in der nachindustriellen

Dienstleistungsgesellschaft und einer neuen Arbeitskultur der Kreativität (Reckwitz 2012) von der sog. „kreativen Klasse“ (Florida 2002) uneingeschränkter, produktiver persönlicher Einsatz erwartet. Das Individuum des Selbst soll – und will – sich in seiner Arbeit seit dem Wertewandel selbst verwirklichen, also seine Person produktiv und kreativ entfalten und dabei eben diese Persönlichkeit formen und zum Ausdruck bringen, wie es eine frühe bürgerliche Kultur als Ideal formulierte (Fischer 2010).

Zum anderen aber werden dieser Persönlichkeitsentfaltung durch Erfolgswang, durch die Gewinnerwartungen des jeweiligen Unternehmens, in dem die Selbstverwirklichung stattfinden soll, engste Rahmenbedingungen gesetzt, wie sie die bürgerliche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts bei allen Zwängen wohl nicht kannte. Moderne Dienstleistungsgesellschaften unter dem Vorzeichen der Globalisierung zeichnen sich durch extreme Verlängerung von Handlungsketten, durch schier grenzenlose Verflechtungen und Vernetzungen aus, die zur Konformität zwingen und sowohl die Entwicklung als auch die Selbstwahrnehmung von „Persönlichkeit“ beim einzelnen Individuum erschweren oder gar unmöglich werden lassen.

Selbstverwirklichungsnormen und Anpassungszwänge geraten aktuell in einen tiefen Widerspruch und lassen die Frage nach der Identität zum alltäglichen Problem werden, ohne dass sich für diese gefährlichen Spannungen in der modernen Persönlichkeitskonstruktion gegenwärtig Lösungen anbieten (Reckwitz 2010). Das Emanzipations- und das Zwangsmotiv in der postmodernen Persönlichkeitskonstruktion stoßen im Identitäts- wie im Authentizitätsbegriff (Göschel 2013) als Gegensatz von Selbstverwirklichung und Entfremdung, von Befreiung und Unterordnung direkt aufeinander, und Ähnliches scheint auch für den gleichfalls inflationären Begriff der lokalen Identität zu gelten.



Auflösung von Grenzen

Im Kontext von Städtebau und Stadtentwicklung sind es zumindest drei aktuelle Tendenzen, die dem Thema „Identität“ oder „lokale Identität“ Prominenz verleihen. Zum ersten führen aktuelle, vor allem ökonomische aber auch politische Vorgänge – Globalisierung, Beschleunigung, infrastrukturelle Optimierung z.B. von Verkehrsverbindungen – zur Auflösung fester, klarer, unbezweifelbarer Grenzen, die nur mit Mühe oder gar nicht zu überschreiten wären. Unsere Umwelt droht unter diesen Bedingungen zum reinen „Raum“, zur nur noch mathematisch erfahrbaren Ausdehnung zu werden (Heidegger 2000/1952). Eine solche „Extensio“ aber, so sehr wir sie manchmal als Erweiterung von Handlungs- und Wahlmöglichkeiten, von Optionen schätzen mögen, wirkt beängstigend, vereinsamend. Wir scheinen den bestimmten Ort zu brauchen, der sich als definierter, und das heißt ja als begrenzter, mit einer Form versehener darstellt. Verengung und Beschränkung, das wusste wohl schon Schopenhauer, beglückt. „Je enger unser Gesichts-, Wirkungs- und Berührungskreis, desto glücklicher sind wir“ (zitiert nach Münckler 2010, S.115), ganz im Gegensatz zur gegenwärtig verbreiteten Vorstellung, dass Expansion zum Glück führe. Wir sind von territorialen und zeitlichen Grenzen abhängig. Sie scheinen unverzichtbar zu sein (Schroer 2009). Der Raum der transitorischen, entgrenzten „Nicht-Orte“ (Augé 1994) versetzt uns in Angst und löst Gefühle der Verlassenheit aus.

Bestehen aber keine zwingenden, seien es natürlich, seien es politisch definierte Grenzen oder verlieren sie an Zwang, so werden offensichtlich neue, kulturell definierte gebildet, und wirken sie manchmal auch noch so beliebig oder willkürlich. Fehlen materiell oder politisch zwingende Grenzen, können sich neue nur aus kulturellen Unterschieden ergeben, die zwischen entsprechend bestimmten Einheiten bestehen – sollen. Und diese Einheiten sind das, was wir als Identitäten bezeichnen. Die ständige Rede von ihnen verweist also auf die Krise moderner Entgrenzung und stellt einen auf diese bezogenen Kompensationsversuch dar, der aus einer modernitätstypischen

Notlage erwächst, aber natürlich auch, wie zu zeigen sein wird, in aggressive Abgrenzung umschlagen kann.

Eröffnung eigener Kooperationsmöglichkeiten

Der zweite Antrieb für die Rede von und Suche nach Identität resultiert zumindest teilweise aus einer aktuellen Schwäche von Arbeitsmarkt und Sozialstaat. Beide Säulen moderner, industriegesellschaftlicher Autonomie des Einzelnen beginnen aktuell ihre Mängel zu zeigen, einerseits durch direkte Einschnitte in sozialpolitische Hilfssysteme, zum anderen in ihrer Tendenz zur Verrechtlichung und Formalisierung, die bestimmte, diesen nicht zugängliche Leistungen ausschließt. Zunehmend drängt sich der Eindruck oder die Erkenntnis auf, dass „Wohlstand“ als „Wohlbefinden“ nicht nur von diesen materiell ausgerichteten Sozialsystemen, sondern auch von empathiegetragener Kooperation zwischen erkennbaren, als reale Personen wirkenden anderen Menschen abhängt. Solche Kooperationen aber, mit konkreten Anderen, nicht mit anonymen Sozialsystemen, scheinen eine gewisse Gleichheit oder Ähnlichkeit zwischen den Kooperierenden zu verlangen. In den klassischen Studien zur Arbeiterkultur oder zu ethnischen Ökonomien ist diese Voraussetzung für das Funktionieren persönlicher Hilfssysteme und Kooperationen immer betont worden (Gans 1982; Mooser 1984).

Diese Ähnlichkeiten zwischen Kooperationspartnern müssen sich nicht notwendigerweise auf gleiche Einkommenslagen beziehen. Sie scheinen aber in der Regel immer Ähnlichkeiten zwischen Lebensentwürfen, moralisch-normativen Einstellungen oder Orientierungen, zwischen Werthaltungen der Kooperierenden zu erfordern; und das sind alles kulturelle Merkmale, also solche einer Identität, auch wenn sie meist durch materielle Faktoren bestimmt oder beeinflusst sind, auch wenn sie meist von materiellen Faktoren getragen werden. Aktuelle sozialpolitische Entwicklungen legen also gleichfalls die Frage nach Identität, nach einem kulturell bestimmten



Abb. 1: „Es leben die Unterschiede!“ (Foto: Annick Rietz)



Selbst nahe, und dabei handelt es sich nicht nur um Kompensationen unzureichender Sozialpolitik, so sehr auch diese eine Rolle spielen kann. Die Defizite, die in der Identitätssuche erkennbar werden, sind vielmehr unvermeidliche, strukturelle Mängel formalisierter Sozialstaatlichkeit, die nur durch direkte Kommunikation und Kooperation überwunden werden können. Es ist die Empathie, die persönliche Zuwendung, vor allem aber auch die Eröffnung eigener Kooperationsmöglichkeiten, die jeden zum Akteur und nicht nur Empfänger, letzten Endes zum Klienten oder gar Patienten erklärt (Dörner 2012; 2007), die in dieser Suche nach Identität zum Ausdruck kommt. In dieser neuerlichen Betonung kooperativer Formen städtischen Lebens kann durchaus auch die Wiedergewinnung urbaner Lebensformen liegen, ohne dass man in regressive Gemeinschaftssehnsucht verfallen muss. Nicht nur die Reduktion auf den polarisierenden Gegensatz von Öffentlichkeit und Privatheit als typisch binäre Codierung bestimmt städtisches Leben, sondern immer auch der Übergang, die Vermittlung zwischen den beiden Polen.

Die moderne Großstadt (Bahrdt 1969) im Sinne einer Stadt der industriellen Moderne mag tatsächlich ausschließlich von diesem Gegensatz bestimmt gewesen sein. In der Stadt einer nachindustriellen Moderne dagegen wird man sich vermutlich an zumindest ergänzende Potenziale städtischen Lebens erinnern – müssen, die mit den Begriffen der Empathie und Kooperation angedeutet werden.

Suche nach neuen Sicherheiten

Die dritte Tendenz, die zurzeit eine Betonung von Identität nahelegt, scheint der ersten, der Notwendigkeit von Grenzen verwandt zu sein, bezieht sich aber eher auf das innere Gefüge räumlicher Einheiten als auf deren äußere Abgrenzungen. In einer „Gesellschaft der Angst“, wie sie Heinz Bude (2014) als aktuelle Befindlichkeit beschreibt, gehen die entlastenden Organisationen verloren, die uns bei Fehlentscheidungen auffangen und den möglichen Fehler oder ein Scheitern nicht als persönliches Versagen, sondern als allgemeines „Schicksal“ oder Ähnliches interpretieren lassen. Alles, was wir tun, fällt auf uns selbst zurück, ist im Zweifelsfall immer „unser Problem“. Unter diesen Bedingungen suchen wir nach neuen Sicherheiten und meinen, sie in kulturellen Zugehörigkeiten, in kultureller Homogenität z.B. eines Quartiers zu finden, dem wir angehören, in dem andere leben, denen es genauso geht wie uns.

Die kulturelle Homogenität eines Quartiers wirkt bestätigend. Sie entlastet von Versagensängsten, denen wir alle ständig ausgesetzt sind. Aber sie kann natürlich auch zur Belastung werden, wenn wir den materiellen oder kulturellen Standards plötzlich nicht mehr entsprechen können, wenn wir aus ihnen herauszufallen drohen, aus welchen, eben persönlich zu verantwortenden Fehlschlägen auch immer. Mehr als es bei hohen individuellen Sicherheiten der Fall war, wird die Zuge-

hörigkeit zum kulturell „richtigen“ Quartier oder Wohngebiet zum Nachweis, bisher alles richtig gemacht zu haben. Das kulturell homogene Quartier und dessen Identität ist nicht nur Statussymbol, sondern tiefer liegende Stütze als Bestätigung gelungener Biographie. Im Gegensatz zu dem, was manchmal auch von Stadtsoziologen gesagt oder gar gefordert wird, ist der moderne Städter in seiner Stadt kein Tourist, der das Abenteuer, die Fremdheit der Stadt, sondern jemand, der entlastende Sicherheit in seinem Umfeld sucht, und diese Suche kleidet er in die Frage nach „Identität“.

Alle drei bis hierher genannten Gründe für die aktuelle Suche nach – lokaler – Identität lassen sich als Reaktionen auf typische Herausforderungen der Moderne verstehen. Daher haftet ihnen immer auch etwas Rückwärtsgewandtes an, ein im wörtlichen Sinn „reaktionärer“ Konservatismus, da sie ja in der Tat Reaktionen auf bestimmte Herausforderungen darstellen. Allerdings kann man anerkennen, dass diesen Herausforderungen auch etwas Überforderndes innewohnt, etwas Unmenschliches, Unzivilisiertes und Grausames. Zwar trägt die Wendung zur Identität ohne Zweifel konservative, antimoderne Züge, aber zum guten Teil sind es doch zu recht kritisierbare Züge dieser Moderne, die derartige Reaktionen heraufbeschwören. Darin liegt allerdings auch die Ambivalenz der neuen Identitätssehnsucht. Sie kann selbst nicht nur antimoderne sondern antizivilisatorische Formen annehmen. Sie kann zu einer Bedrohung zivilisatorischer Werte führen, die für unverzichtbar gelten sollten.

Ambivalenz der Identitätssehnsucht

So liegt in der Notwendigkeit von Grenzen immer die Gefahr einer Ausgrenzung anderer, die an deren – symbolische – Vernichtung reichen kann. Besonders deutlich findet sich das in Bemühungen, ganzen Städten eine kulturelle Identität zuzuschreiben. Alle, auch kleinere Städte sind viel zu heterogen, als dass sie unter eine bestimmte Identität gefasst und gepresst werden könnten. Geschieht es dennoch, und im Städtemarketing ist das die Regel, werden diejenigen Bevölkerungsgruppen, die nicht ins Bild passen, nicht etwa nur an den Rand, sie werden in die Unsichtbarkeit gedrängt. Sie hören auf, in der öffentlichen Wahrnehmung und damit möglicherweise auch in der Kommunalpolitik zu existieren. Bestenfalls erscheinen sie als Ballast, der wohl oder übel mitgeschleppt werden muss, weil man ihn schlechterdings nicht loswerden kann. In der seit einiger Zeit geführten Debatte um „Benachteiligung oder Exklusion“, um eine neue „urbane Unterschicht“, die nur noch überflüssig ist, sind diese Entwicklungen intensiv diskutiert worden (Bude 2008).

In diesen Ausgrenzungen als unvermeidlicher „anderer Seite“ einer Suche nach kollektiver Identität zeigt sich die potenzielle Inhumanität dieser aktuellen kulturellen Identitätsbewegung, die, wie jüngste Entwicklungen zeigen, zur Gefahr auch für eine „Mehrheitsgesellschaft“ werden kann. In den Quartieren



und Bezirken der Ausgegrenzten können sich abweichende Verhalten herausbilden, die zwar dort, nicht aber in der Mehrheit als legitim gelten. Und diese abweichenden Verhalten können bis zu einem gezielten Protest, einer gezielten Herausforderung an die ausgrenzende Kultur gesteigert werden, wie an aktuellen fundamentalistischen und fremdenfeindlichen Bewegungen leicht zu erkennen ist.

Ein ähnlicher Einwand ist auch gegen das Kooperationsargument formuliert worden. In den homogenen, durch eine bestimmte Kultur als Identität bestimmten räumlichen Zusammenhängen mag es zwar engere Kooperationsbeziehungen oder zumindest die Chance dafür geben; es besteht aber die Gefahr oder gar die hohe Wahrscheinlichkeit, dass zugunsten einer solchen inneren Anteilnahme und Empathie jede gleichfalls notwendige, nach außen gewendete Solidarität vernachlässigt wird. Eine enge Abgrenzung, wie sie auf der Basis kultureller Identitätsdefinitionen gerechtfertigt werden kann, birgt die Wahrscheinlichkeit einer Selbstunterforderung (Offe 1989) in Solidarität gegenüber denjenigen, die als anders, als kulturell verschieden, als nicht identisch, also nicht der eigenen Identität angehörig definiert werden können. Und derartige Grenzen lassen sich, da sie nicht materiell, also gegenständlich fixiert sind, sondern auf kultureller Übereinkunft beruhen, im Zweifelsfall außerordentlich willkürlich und vor allem sehr eng ziehen.

In die gleiche Richtung zielt ein drittes Argument, das gegen kollektive Identitätskonstruktionen vor allem dann vorgebracht werden kann, wenn diese als Basis von Politik, also zur Definition politischer Einheiten herangezogen werden. Kulturelle Unterscheidungen, wie sie mit Hilfe von Identitäten erfolgen, neigen fast unausweichlich zu Bewertungen der jeweiligen Konstruktionen, immer mit der Tendenz, das Eigene auf-, Fremdes dagegen abzuwerten. Nur das Eigene gilt als legitim, alles andere dagegen zumindest tendenziell als illegitim, als abweichend und minderwertig. Ausgrenzungen basieren auf diesem Prinzip, das sie radikalisieren. Angehörige anderer Kulturen, auch innerhalb einer Nation oder einer nationenübergreifenden Kultur wie z.B. der „westlichen“, können unter dieser Perspektive als schwach, untüchtig, von fragwürdigem

Charakter etc. verstanden und entsprechend stigmatisiert werden. Faktische kulturelle Unterschiede werden auf diese Weise naturalisiert, sie werden als gleichsam natürlich vorhandene, bewusstem Handeln entzogene Eigenschaften von Personen oder Gruppen legitimiert (Bourdieu 1982). Sie stehen damit jeder Universalismusvorstellung, wie sie für liberale Politik grundlegend ist, entgegen (Dahrendorf 1995) und liefern billige Argumente gegen übergreifende, auf Menschenrechten und nicht auf „Kultur“ basierender Solidarität.

Entlastung von der Verpflichtung solidarischen Handelns

Aktuell sind entsprechende Tendenzen in der deutschen Kommunal- und Regionalpolitik nicht mehr zu übersehen und wirken mit daran, den Verfassungsgrundsatz von der „Gleichwertigkeit der Lebensbedingungen“ weiter aufzuweichen. Unterschiede, in der Regel historisch oder sozialisationsbedingt, werden durch Unterscheidungen, die mit Identität begründet oder beschrieben werden, zu nicht nur unüberwindlichen sondern gerechtfertigten Untergleichheiten. Identitätskonstruktionen dienen nachgerade dazu, diese Rechtfertigungen, die von jeder Verpflichtung zu solidarischem Handeln entlasten, zu fixieren. Zumindest können sie dazu dienen und tun es in unserer sozialen und politischen Realität in vielfacher Weise. An die Stelle solidaritätsbegründeter Ausgleichspolitik können dann bestenfalls noch paternalisierende, bevormundende, gönnerhafte Wohltätigkeitsakte treten, die die Subalternität des Empfängers zur Voraussetzung erklären und damit fixieren. Soziale Anrechte auf Gleichheit (Marshall 1992), wie auch immer man diese formulieren würde, werden damit hinfällig, eine der Befürchtungen der Kritiker jeder Konzeption kollektiver Identität (Niethammer 2000).

Ungeachtet der Tatsache, dass Orte und Regionen unterschiedliche Eigenschaften aufweisen können und in der Regel auch aufweisen werden, dass Mundarten auf verschiedene lokale oder regionale Zugehörigkeiten verweisen, ungeachtet auch der These, dass Städte in ihren Entwicklungen Eigenlogiken folgen (Löw/Terizakis 2011), zeigt sich in der aktuellen Identi-



Abb. 2: Auf der Suche nach Identität... (Foto: Jürgen Bitter)



tätsdebatte und in der aktuellen Alltagsrede von Identität der zutiefst ambivalente Charakter dieser Konstruktionen. Ihre Aktualität gewinnt „Identität“ als Reaktion auf typische Merkmale oder Züge der Moderne, genauer der industriellen oder hochindustriellen Moderne, und in einigen ihrer Argumente artikuliert diese Identitätsdebatte plausible und durchaus berechtigte Kritiken an dieser industriegesellschaftlichen Epoche.



Abb. 3: Lokale Identität: ein Spagat (Foto: Kerstin Rietz)

In anderen dagegen weist sie auch durch explizit anti-aufklärerische Argumente Wege in eine reaktionäre Revision dieser Moderne, auch dann, wenn sie sich, wie z.B. im Recht auf kulturelle Vielfalt, durchaus auf die Aufklärung zu stützen sucht. Im Kontext der Stadtforschung wurde diese Ambivalenz bislang in der „verminten“ Diskussion zur Segregation verhandelt (Häußermann/Siebel 2001). Mit der Umschaltung auf den Identitätsbegriff gewinnt diese Debatte jedoch an Brisanz, aber auch an Klarheit. Jetzt wird erkennbar, welche Dramatik in Segregation steckt, wenn sie als Aus- und Abgrenzung unter Identitätsbehauptungen gesehen wird, und wie sehr sie dann, sei es als Segregation, sei es als Identität, unser gesamtes städtisches und regionales, aber eben auch überregionales Alltagsleben durchzieht.

Angesichts dieser Ambivalenz von Identität lässt sich für die Stadt oder die Stadtpolitik zurzeit keine klare Bewertung des Identitätsphänomens fällen, außer der, dass Städte eben von dieser Widersprüchlichkeit geprägt seien, dass sich Urbanität in dieser Ambivalenz von Heimat und Anonymität manifestiert, die es in der Suche nach der rechten Balance auszuhalten gilt, ohne sie zu verherrlichen oder zu bekämpfen (Häußermann/Siebel 1987, S. 245). Im Identitätsbegriff zeigt sich damit gerade nicht Eindeutigkeit, sondern die Widersprüchlichkeit und Offenheit urbaner Lebensformen.

Dr. Albrecht Göschel, Berlin

Zuletzt u.a. Projektleiter zum Forschungsverbund „Stadt 2030“ des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft und Dozent an verschiedenen Universitäten.

Quellen:

- Augé, Marc (1994): Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit, Frankfurt/M.
- Bahrdt, Hans-Paul (1969): Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau, Hamburg.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/M.
- Bude, Heinz (2014): Gesellschaft der Angst, Hamburg.
- Bude, Heinz (2008): Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft, München.
- Dahrendorf, Ralf (1995): Über den Bürgerstatus, in: Bert v. d. Brink u. Willem v. Reijen (Hg), Bürgergesellschaft, Recht und Demokratie, Frankfurt/M., S. 29-43.
- Dörner, Klaus (2012): Helfensbedürftig. Heimfrei im Dienstleistungsjahrhundert, Neumünster.
- Dörner, Klaus (2007): Leben und Sterben wo ich hingehöre. Dritter Sozialraum und neues Hilffsystem, Neumünster.
- Fischer, Joachim (2010): Der Bürger / Weltbürger, in: Stephan Moebius u. Markus Schroer (Hrsg.), Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart, Frankfurt/M., S. 38-53.
- Florida, Richard (2002): The Rise of the Creative Class. And how it's transforming Work, Leisure, Community and Everyday Life, New York.
- Gans, Herbert J. (1982): The Urban Villagers. Group and Class in the Life of Italian-Americans, New York.
- Göschel, Albrecht (2013): Kulturpolitik in der Authentizitätsgesellschaft, in: Norbert Sievers u.a. für Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V. (Hrsg.), Jahrbuch für Kulturpolitik 2013, Essen, S. 43-54.
- Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter (2001): Integration und Segregation – Überlegungen zu einer alten Debatte, in: Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften, 40. Jahrgang 2001, Heft 1, S. 68-79.
- Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter (1987): Neue Urbanität, Frankfurt/M.
- Heidegger, Martin (2000/1952): Bauen Wohnen Denken, in: Eduard Führ (Hrsg.), Bauen und Wohnen. Grundlegung einer Phänomenologie der Architektur, Münster, S. 31-52.
- Löw, Martina/Terizakis, Georgios (Hrsg.) (2001): Städte und ihre Eigenlogik. Ein Handbuch für Stadtplanung und Stadtentwicklung, Frankfurt/M.
- Lübbe, Hermann (1994): Im Zug der Zeit. Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart, Berlin
- Lüscher, Kurt (2010): „Homo ambivalenz“: Herausforderungen für Psychologie und Gesellschaft, in: Psychotherapeut 54 (2), S. 136-146.
- Marshall, Thomas H. (1992): Bürgerrechte und soziale Klassen. Zur Soziologie des Wohlfahrtsstaates, Frankfurt/M.
- Mooser, Josef (1984): Arbeiterleben in Deutschland 1900 – 1970, Frankfurt/M.
- Münckler, Herfried (2010): Mitte und Maß. Der Kampf um die richtige Ordnung, Reinbek.
- Niethammer, Lutz (2000): Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur, Reinbek.
- Offe, Claus (1989): Fessel und Bremse. Moralische und institutionelle Aspekte „intelligenter Selbstbeschränkung“, in: Axel Honneth u.a. (Hrsg.), Zwischenbetrachtungen. Im Prozess der Aufklärung, Frankfurt/M., S. 739-774.
- Reckwitz, Andreas (2012): Die Erfindung der Subjektivität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung, Berlin.
- Reckwitz, Andreas (2010): Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne, Weilerswist.
- Schroer, Markus (2009): Grenzen – Ihre Bedeutung für Stadt und Architektur, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 25/2009, 15. Juni 2009, S. 23-27.
- Simmel, Georg (1992/1908): Der Raum und die räumliche Ordnung der Gesellschaft, in: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Frankfurt/M., GA Bd. 11, S. 687-790.
- Teinen, Heiner (1965): Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 17, 1965, S. 73-97 und 254-297.